



Feierabend



Victoria

Copyright by Albert Langen, München.

(14)

Die Geschichte einer Liebe von Knut Samfun.

Eine Rede, geradezu ein Versuch zu einer Rede. Sie war nicht eben lustig, aber auch nicht ganz schlecht, die Gesellschaft trank, ah weiter und fuhr in ihrer Unterhaltung fort. Dittlos bemerkte trocken zu seiner Mutter:

Ich habe nie gewußt, daß eigentlich ich keine Bücher geschrieben habe. Was?

Aber die Schlossherrin lachte nicht. Sie trank ihren Kindern zu und sagte:

Dankt ihm, dankt ihm. Das war sehr begreiflich; so allein, wie er als Kind war . . . Was tust du, Victoria?

Das Mädchen soll ihm diesen Fliederzweig als Dank von mir bringen. Darf ich das nicht?

Nein, antwortete der Leutnant.

Nach Tisch zerstreute sich die Gesellschaft in die Zimmer, auf die große Allane und sogar über den Garten hinunter. Johannes ging ins Erdgeschloß und gelangte in das Gartenzimmer. Hier befanden sich mehrere Gäste, ein paar rauchende Herren, der Gutsbesitzer und noch einer, der halbblau über die Finanzen des Schlossherrn sprach. Sein Hof war vernachlässigt, mit Unkraut überwuchert, die Zäune verfallen, der Wald gelichtet; es ging die Rede davon, daß es ihm sogar schwer falle, die erstaunlich hohe Versicherung für die Häuser und die Einrichtung aufzubringen.

Wie hoch ist das alles versichert?

Der Gutsbesitzer nannte die Summe, eine auffallende Summe.

Im übrigen ist hier im Schlosse nie gespart worden, es handelte sich schon immer um große Summen. Was kostet nicht zum Beispiel ein solches Essen wie heute! Aber jetzt soll es überall leer aussehen, sogar in dem berühmten Schmuckkasten der Schlossherrin, und deshalb soll jetzt das Geld des Schwagerjohnes die Herrlichkeit wieder aufrichten.

Wieviel hat er wohl?

Ah, er hat unergündlich viel Geld.

Johannes stand wieder auf und ging in den Garten hinunter. Der Flieder blühte, Gerüche des Duftes schlugen ihm von Aurikeln und Pfingstrosen, von Jasmin und Mahonanen entgegen. Er ludie sich einen Witzel unter an der Mauer und hgte sich auf einen Stein; ein Pöckel verlag ihn vor der ganzen Welt. Er war erschöpft vor Ermüdung, tommüde, sein Verstand war verdunkelt; er

dachte daran, aufzustehen und heimzugehen, blieb aber sitzen, dumpf und schlaff. Da hört er vorne auf dem Weg Gemurmel, es kommt jemand, er erkennt Victorias Stimme. Er hält den Atem an und wartet ein wenig, da bligt auch die Uniform des Leutnants durch das Laub. Das Brautpaar ging zusammen spazieren.

Ich finde, sagt er, daß da etwas nicht in Ordnung ist. Was er sagt, macht Eindruck auf dich, du sitzt da und beachtest seine Worte und schreist auf. Was hatte das eigentlich zu bedeuten?

Sie hält inne und steht aufrecht vor ihm da.

Willst du es wissen? sagt sie.

Ja.

Sie schweigt.

Es kann mir ja gleich sein, wenn es nichts bedeutete, fährt er fort, dann brauchst du es mir nicht zu sagen.

Sie sinkt wieder zu ammen.

Nein, es bedeutete nichts, antwortet sie.

Sie gehen wieder weiter. Nervös zuckt der Leutnant mit den Epauletten und lagt laut:

Er sollte sich ein wenig in acht nehmen. Sonst könnte er einmal die Hand eines Offiziers auf seiner Wange fühlen.

Sie schlugen den Weg zum Lusthaus ein.

Johannes blieb eine Zeitlang auf dem Stein sitzen, dumpf und gequält wie vorher. Alles begann ihm gleichgültig zu werden. Der Leutnant hatte Verdacht gegen ihn gesagt, und seine Verlobte rechtfertigte sich auf der Stelle. Sie sagte, was gesagt werden mußte, stellte das Herz des Offiziers zufrieden und ging mit ihm weiter. Und die Stare postierten in den Zweigen über ihren Köpfen. Jawohl. Möge Gott ihnen ein langes Leben bescheren. . . Er hatte bei Tisch eine Rede für sie gehalten und sein Herz herausgeriffen; es hatte ihn viel gekostet, ihre unverkäufliche Unterbrechung zu vermeiden und wieder gut zu machen, und sie hatte ihm nicht dafür gedankt. Sie hatte ihr Glas ergriffen und getrunken. Proßt, hebt mich an, wie schön ich rieche. . . Seht euch übrigens einmal eine Frau von der Seite an, wenn sie trinkt. Ob sie nun aus einer Tasse, aus einem Becher oder aus irgend etwas anderm trinkt, hebt sie von der Seite an. Sie zielt

sich dabei, daß es ein Grauer ist. Sie spßt den Mund und taucht dessen äußersten Rand in die Flüssigkeit und ist verzweifelt, wenn man ihre Hand beobachtet. Seht überhaupt einer Frau nicht auf die Hände. Sie hält das nicht aus, sie kapituliert. Sofort zieht sie ihre Hand an sich, bringt sie in eine immer schönere Stellung, nur um eine Falte, eine Unschönheit an den Fingern oder einen weniger wohlgeformten Nagel zu verbergen. Schließlich hält sie es nicht mehr aus, sondern fragt ganz außer sich: Auf was sehen Sie denn? . . . Sie hatte ihn einst geküßt, einmal, im Sommer. Das war so lange her, wer weiß, ob es überhaupt wahr war. Wie war es doch, sahen sie nicht auf einer Bank? Sie sprachen lange miteinander, und als sie gingen, kam er ihr so nahe, daß er ihren Arm berührte. Vor der Wohnungstür küßte sie ihn. Ich liebe Sie! sagte sie. . . Jetzt gingen sie vorbei, sie sahen vielleicht noch im Lusthaus. Der Leutnant wollte ihm einen Schlag auf die Wange geben, sagte er. Er hörte es sehr wohl, er schief nicht, aber er erhob sich auch nicht, trat nicht vor. Die Hand eines Offiziers, hatte er gesagt. Jawohl. — es war ihm gleichgültig.

Er erhob sich von dem Stein und ging ihnen nach, zum Lusthaus. Es war leer. Oben auf der Veranda des Hauptgebäudes stand Camilla und rief ihm; es gäbe Kaffee, im Gartenzimmer. Er folgte ihr. Im Gartenzimmer sahen die Verlobten; es waren auch noch mehrere andere Leute anwesend. Er nahm seinen Kaffee, trat zurück und suchte sich einen Platz.

Camilla fing an, mit ihm zu sprechen. Ihr Antlitz war so hell, und sie sah ihn mit offenen Augen an, er konnte ihr nicht widerstehen, er sprach mit, beantwortete ihre Fragen und lachte. Wo er denn gewesen sei? Im Garten? Das kei nicht wahr. Sie habe im Garten gesucht und ihn nicht gefunden. Nein, nein, im Garten sei er nicht gewesen. War er im Garten, Victoria? fragt sie.

Victoria antwortet:

Nein, ich habe ihn dort nicht gesehen.

Der Leutnant wirft ihr einen erbitterten Blick zu und sagt, um seine Braut zu warnen, unnötig laut zum Gutsbesitzer:

Wollten Sie mich nicht auf die Schnepfenjagd bei Ihnen mitnehmen?

Jawohl, antwortet der Gutsbesitzer. Sie sind mir willkommen.

Der Leutnant sieht Victoria an. Sie sagt nichts und bleibt ruhig sitzen, sie hält ihn durchaus nicht von die' er Schnepfenjagd beim Gutsbesitzer zurück. Seit Gesicht verfinstert sich immer mehr, mit nervösen Bewegungen spielt er an seinem Schnurrbart.

Camilla richtet wieder eine Frage an Victoria.

Da erhebt sich der Leutnant mit einer raschen Bewegung und sagt zum Gutsbesitzer: Gut, dann gehe ich gleich heute abend mit.

Damit verläßt er das Zimmer. Der Gutsbesitzer und einige andere folgen nach.

Es entstand eine kurze Pause. Höflich geht die Tür auf, und der Leutnant tritt wieder ein. Er ist in größter Aufregung.

Sagt du etwas vergessen? fragt Victoria und steht auf.

Er macht ein paar hüpfende Schritte an der Türe, als könnte er nicht stillstehen, und geht geradeaus zu Johannes, den er gleichsam im Vorbeigehen mit der Hand stößt. Dann läuft er zur Türe zurück und hüpfst immer noch.

Nehmen Sie sich in acht, Mann, Sie stehen mich ins Auge, sagte Johannes und lachte hohl.

Sie irren sich, antwortete der Leutnant, ich gab Ihnen eine Ohrfeige. Verstehen Sie? Verstehen Sie?

Johannes griff nach dem Taschentuch, wuschte sich das Auge und sagte:

Sie meinen das nicht so. Sie wissen ja, daß ich Sie zu'ammenklappen und in die Tasche stecken kann.

Gleichzeitig erhob er sich. Da öffnete der Leutnant eilig die Türe und trat hinaus.

Ich meine es! schrie er zurück. Ich meine es; Dummkopf!

Dann schloß er die Türe mit einem Krach zu.

Johannes setzte sich wieder. Victoria stand noch mitten im Zimmer. Sie sah ihn an und war bleich wie eine Leiche.

Hat er Sie gestochen? fragte Camilla höchst erstant.

Aus Versehen. Er traf mich ins Auge. Sehen Sie her.

Mein Gott, das ist ja rot, und hier ist Blut. Nein, reiben Sie nicht, lassen Sie es mich mit Wasser auswachen. Ihr Taschentuch ist so grob, sehen Sie nur selbst. Stecken Sie es wieder ein; ich nehme mein eigenes. Nein, so etwas, gerade ins Auge!

Victoria zog ebenfalls ihr Taschentuch hervor. Sie sagte nichts. Dann ging sie ganz langsam zu der Mastüre, wo sie den Rücken

der Stube zugewandt, stehen blieb und hinaus sah. Sie riß ihr Taschentuch in kleine Streifen. Einige Minuten danach öffnete sie die Türe und verließ das Gartenzimmer, still und stumm.

Camilla kam munter und ohne weiteres zur Mühle gegangen. Sie war allein. Sie trat gleich in die kleine Stube ein und sagte lächelnd:

Entschuldigen Sie, daß ich nicht angeklopft habe. Der Fluß rauscht so stark, daß ich glaube, es sei doch umsonst. Sie sah sich um und rief aus: Nein, wie reizend ist es hier! Reizend! Wo ist Johannes? Ich kenne Johannes. Wie geht es mit seinem Auge?

Sie bekam einen Stuhl angeboten und setzte sich.

Johannes wurde aus der Mühle geholt. Sein Auge war entzündet und blutunterlaufen.

Ich komme von selbst, rief Camilla ihm entgegen; ich hatte Lust, hierher zu gehen. Sie müssen auch weiterhin kalte Umschläge machen.

Das ist nicht nötig, antwortete er. Nein, Gott segne Sie, weshalb kommen Sie hierher? Wollen Sie die Mühle sehen? Dank, weil Sie gekommen sind. Er umfaßte seine Mutter. Hob sie vor und sagte: Das ist meine Mutter. (Fortsetzung folgt.)

Unterschiede.

Von Giuseppe Gioachino Belli.

Was schreist du denn und echauffierst dich so? Nur weil ein Herrschaftskutscher mit dem Wagen den Santi überfahren? Es sei roh, so über'n armen Teufel wegguzagen? Rief er denn nicht von weitem he! und ho! —? Da kann sich doch der Santi nicht beklagen. Wär's noch ein Herr gewesen commilisso, doch so ein Dugendler! — was will das sagen?

's ist lächerlich, was für verrückte Sachen das arme Weib des Toten angestellt, wie sie bei Erzellenz zu Leib gestiegen. Man muß doch lernen Unterschiede machen. Mensch ist nicht Mensch, und wer auf die'r Welt zu Fuße geht, wird immer Unrecht kriegen.

Eine literarische Ausgrabung.

Von Karl Eitlinger, München.

In einer Zeit, in der die mit Recht verschollensten Schriftsteller unter dem Vorwand der Bibliophilie wieder neu gedruckt werden und wir im Ueberflusse ausländischer Literaturgrößen winzigsten Formats dem Volke der Dichter und Denker zu verdorren, bereits bei der Uebersetzung ausländischer Alphabeten angelangt sind, drängt es mich, weitere Kreise auf einen noch immer lesenswerten, leider aber beinahe völlig in Vergessenheit geratenen, landsmännischen Dichter hinzuweisen, auf einen gewissen Johann Wolfgang von Goethe.

Derselbe findet sich in den meisten Bücher-schränken, allwo er ein vom Lärm des Lebens und den Händen des Lesers unberührtes Dasein führt, und zeigt gewöhnlich auf der inneren Umschseite des ersten Bandes die Inschrift: „Zante Mädchen ihrem lieben Neffen zur Konfirmation.“ Er existiert auch in illustrierten Ausgaben, damit die Leute, die sich nicht vorstellen können, wie er a die ars lehr zur Familie stammende Griechin Iphigene ausge-

sehen haben könnte, genau wissen, wie sie bestimmt nicht ausgefallen hat.

Ich möchte dem Vorurteil, als bei dieser Goethe ebenso langweilig wie der „Iphigene“ in Vergessenheit geratene Schiller oder Keist, entgegenzutreten, wenn ich auch keineswegs gleich so weit gehen will, einen Goethe-Kenner für ebenso gebildet zu halten, wie einen Kenner Tagore's oder Courtes-Mahlers. Nunmehr lohnt es sich, wieder einmal in den Werken dieses verschollenen Dichters, und sei es auch nur aus Pietät gegen Zante Mädchen, zu blättern, zumal mehrere seiner Gedichte, wie der erfreulich kurze „Erkörung“ oder die „Verselein von dem Knaben, der eine Rose kaupte und dafür gestochen wurde, von dem Komponisten des „Dreimäderhauses“ als Chansonette benutzt wurden.

Aber Goethe (ich bitte, sich den Namen zu merken) hat nicht nur Gedichte gemacht, sondern auch wirkliche Literatur. So dürfen von seinen Romanen die Wahnverwandtschaften und Wilhelm Meister noch immer das Interesse des modernen Lesers beanspruchen, weil im ersteren ein Gebrauch vorkommt, während im zweiten die Wahnverwandtschaften nichts mit den Wahn zu tun haben.) Wilhelm Meister gab übrigens Veranlassung zu der beliebten koloraturarie aus „Mignon“, welche manchem Gebildeten vom Gramophon her bekannt sein dürfte. Der Text dazu „Titan'a ist herabgestiegen“ zählt neben einem Bittat aus „Göh von Verlichingen“ zu den populärsten Stellen aus Goethe's Werken.

Ich bin damit bei den dramatischen Schriften Goethe's angelangt, welche schon so vielen Bühnenleitern ein Defizit eingetragen haben. Wie die meisten Theaterdirektoren, schrieb nämlich auch Goethe Stücke, die von den Abonnenten zum Weiterverkäufen ihrer Plätze benutzt werden. Empfohen sei besonders das „Revolutionsstück „Egmont“, in dem der Held gefolgt wird — leider nicht auf der Bühne, da sich damals der veredende Einfluß des Films noch nicht so geltend machte. Der durch seine schreckliche Freijur-

berühmte Beethoven hat dazu eine vierhändige Ouvertüre geschrieben. Das Verführungsstück „Clavigo“ entbehrt nicht der Filanterie während man freilich über den verrückt gewordenen Dhyer Torquato Tasso heute b'im besten Willen nicht mehr lachen kann. Dagegen erfreut sich der Waizer aus Faust, noch immer großer Beliebtheit und dürfte, dank der hingebenden Tätigkeit unserer Sturkapellen, selbst da' musikalisch wertvollere Pananen'ed überleben.

Wie fast alle Winster, hinterließ auch Goethe Memoiren unter dem Titel: „Dichtung und Wahrheit“. Seine Reden sammelte Hermann a's „Gespräche mit Goethe“ und a's Kinderfreund lernen wir ihn in Bettina von Arnims „Briefwechsel mit einem K.“ kennen. Auch seine Mutter schrieb Briefe, die man allerdings wegen ihrer schwachen Orthographie Kindern nicht in die Hand geben soll.

Um das Obige kurz zusammenzufassen: der fast nur noch durch seine Denkmäler bekannte Goethe verdient tatsächlich auch heute noch gelesen zu werden, um so mehr, da man ja das Gereimte schon durch den Druck leicht herausfinden und übersehen kann. Allerdings ruhe ich schon im voraus allen, die nun auf Goethe gespannt sind, warnend zu: „Mir Noh, meine Sieben!“ Denn es soll schon wiederholt vorgekommen sein, daß Leute, die sich zu viel mit Goethe beschäftigten, dann kein Geissen mehr an den modernen Operetten und Schimmelschlagern fanden. Und das wäre doch in Schadel!

Nächtlicher Gang.

Ich muß einen weiten Weg gehen. In seinem Ende wartet Sorge und Angst. Es ist Nacht und alles schließt in Finsternis. Rab e Blätter lächeln sich leise die Wä' vom ersten Wiederkommen zu: „Wenn der Frühling kommt, wenn schüchterne Vogelpfeifen runde Töne studieren, dann kommen wir auch wieder! Doch sind wir schlafen gegangen und lang ist der Winter.“ Groß und weit dehnen sich Acker und Wald in der raunenden Nacht, die voll ist von Stimmen, doch unsichtbar, unheimlich. . . Eine

Schar schwarzer Vögel fliegt mit schweren Flügeln dem Wasser zu.

Ich gehe, die Straße dehnt sich; und habe ich eine Biegung umgangen, so liegt vor mir eine neue Dehnung, gleich weit, als diese ich den Weg in die Unendlichkeit. Nach Rast ruhen meine Füße, doch da ist etwas, das hämmert und treibt vorwärts. Sind es die pochenden Räder der Mühle oder ist es mein eigenes Herz? „Durch den Wald hindurch, der dunkel vor dir liegt, mußt du, und Jagen und Aengstigen wird dir nicht helfen!“

Fern, fern steigt in mir auf das Wissen um ein helles Zimmer, um geruhames Vorlesen, Wärme und Behaglichkeit. Ich wandere dumpf. Der nächtliche Mantel bedrückt Leben und Mut, helle Kinder des Tages.

Und so gehe ich weiter bis an den Wald, der sich vor mir aufschließt gleich einer Höhle, voll von geahnten Gefahren.

Da sehe ich drei Schrine vor mir in der Aderjurche, dicht am Wald, sich etwas abgeben. Das Einzige Rahe in dieser dämmernd unheimlichen Nacht.

Ein Tier? Ja, ein Hase, nein, zwei Hasen, aneinandergedrängt und sich wärmend. Schlafen sie? Oder sehen sie mich aus offenen Augen an, furchtlos auf dem Schoße unserer Mutter Erde?

Die graubraunen, fühlend zarten Härchen ein wenig emporgesträubt, die schönen, langen Ohren hintenüber gelegt, die Füße angezogen und den kleinen Körper zusammengeedrückt, sitzen sie da im Schnee geduckt.

Wie herrlich! Ich halte den Atem an und lächle. Mein Herz schweigt, und so stehe ich da und wir sehen uns an und tauschen einen liebevollen, tiefen Blick. Dann gebe ich beruhigt den Führnissen des Waldes entgegen.

Eilide Boerger.

Als blinder Passagier nach Cuba.

Von Franz Antoni.

Mein Bruder war als Matrose auf einem Frachtdampfer, der nach Cuba fuhr, angemastert; so entschloß ich mich, mit ihm „blind“ nach Cuba zu fahren, um einmal ein schönes Stück der Welt zu sehen. Ich kannte die Schwierigkeiten, die sich einer soich abenteuerlichen Reise ir den Weg stellen, nicht. Stellte mir die ganze Sache als ein Kinderspiel vor, sollte jedoch bald eines anderen belehrt werden.

Der große Frachtdampfer Raimond lag am Pier im Bremer Hafen. Das Schiff war schon tief geladen die Wänschen rasselten unaufhörlich, gewaltige Klisen und Eisenschienen verschwanden in dem großen Schiffsbauch. Es war der vorletzte Tag. Am nächsten Mittag sollte das Schiff in See gehen. In der Nacht mußte es gewagt werden, an Bord des Schiffes zu kommen und sich zu verstaufen. Durch die Hilfe meines Bruders gelang es mir, mit dem Ausweis eines Schiffsfotlegen in den Hafen zu kommen. Auf dem Fallreep des Dampfers stand ein Wachmann, kurz entschlossen enterte ich an einem Tau vorne hoch und befand mich bald auf dem Vorderdeck. Mein Bruder brachte mich in das Mannschaftslogis. Ich machte mir ein Bettchen unter der Koje meines Bruders zurecht, jedoch nicht lange sollte ich hier liegen. Morgens gegen 10 Uhr, die Ladung war beendet, wurde das ganze Schiff nach „Blinden“ abgehucht. Denn auf der vorigen Reise gelangten elf „Blinde“ nach Cuba, so daß der Kapitän diesmal vorsichtiger war. Im Feisraum, unter den Flurplatten, in den Kohlenbunkern, in den leeren Feuerlöchern eines Reservelöffels wurde alles abgeleuchtet mit dem Erfolg, daß drei „Blinde“ aus den Kohlenbunkern und einer aus dem Feuerloch gezogen und sogleich an Land gesetzt wurden. Mein Bruder stürzte sich in das Logis mit dem Rufe: „Sie kommen, raus!“ Er steckte mich dann in ein Kleiderstrank, jedoch konnte der dann nicht mehr ganz geschlossen werden. Wieder heraus aus dem Strank — ein reitender Gedanke durchdrachte mich plötzlich: Ich sprang schnell der Koje zu, legte mich in das Bett (Kojen) meines Bruders, wickelte mich fest in eine Decke und schnarchte. O Freiheit, stehe mir bei!

Eine Minute später erschienen zwei Schiffsoffiziere mit Laternen und leuchteten die Ecken und den Boden unter den Kojen ab. Unter der Koje wo ich versteckt lag, glaubten sie schon da alles mit Köffern mochtelt war, einen „Vindler“ zu entdecken. Ich mußte mir ein Taschentuch fest in den Mund pressen, sonst hätte ich mich vor Lachen geschüttelt. Daß einer die Frei-

heit haben könnte, sich in das Bett zu legen, darauf kam keiner. So gelang es mir, als einziger „Blinder“ mitzufahren.

Als ich das Rasseln der Anker hörte, atmerte ich auf. Endlich, der Dampfer setzte sich in Bewegung, hinaus in die See! Jedoch nicht lange hielt meine gute Stimmung an; es wehte eine starke Brise, haushohe Wellen türmten sich auf, so daß das Schiff stark schlingerte. Die Seekrankheit erschien an Bord und viele von der Mannschaft opierten dem Meeresgott Neptun an der Reeling ihren zollpflichtigen Tribut. Man konnte kaum gerade stehen und torfelte wie ein Betrunkener von einer Seite nach der anderen. Auch ich blieb von der Seekrankheit nicht verschont, jeder Bissen widerstand mir; ich verwünchte die Stunde, die mich an Bord brachte. Zehn solcher Schredensstage waren es für mich, dann wurde die See fast spiegelglatt, denn die Sonne schien mild und ein blauer Himmelscheinpromenaden auf dem Vorderdeck, um frische Luft zu schöpfen. Lebte vier Wochen so als „Blinder“, hatte gutes Essen, frische Luft, am Tage war ich im Logis beim Geschirrwaschen behilflich.

Endlich, nach 24 Tagen, Habana. Ich ging mit meinem Bruder bei Tag an Land und bewunderte die schöne Weltstadt. Nach einigen Tagen ging es weiter nach Matanzas, wo Zunder gefaßt wurde. Hier sollte mich das Schicksal ereilen. Eines Morgens beim Geschirrwaschen erschien der zweite Steuermann, um einen aus der Arbeit weggelaufenen Matrosen zu holen. Ich sprang schnell in die Ecke, jedoch hatte er mich schon erblickt, stellte mich zur Rede und holte den Kapitän. Ihm erklärte ich, daß hier an Land keine Arbeit und ich deshalb in Matanzas an Bord gekommen sei und mitfahren wolle. Davon wollte er nichts wissen und brachte mich mit einem Motorboot an Land, wo er mich laufen ließ. Eine Nacht brachte ich in einem Zuckerröhrenwagen zu wo mich die Moskitos zerstückten. Die andere Nacht brachte mich mein Bruder in den Kohlenbunker.

Es sollte jetzt nach Cienfuegos gehen das auf der anderen Seite Cubas liegt. Ach Tage Fahrzeit. Hohe Kohlenberge befanden sich in dem obersten Kohlenbunker, worin ich mich einbaute. Tiefe Finsternis umgab mich, eine furchtbare schwüle Luft atmerte ich ein. Auf das Deck herab, unter dem ich lag, brannte die Stationne Cuba's. Nur mit einem Femd befehdet, lag ich auf einer Decke in den Kohlen eine harte Paanestätte! Ich erhielt nichts anderes als Kaffee,

Worte Romain Rollands.

Es ... nur ein Feldentum auf der Welt: Die Welt zu sehen, wie sie ist, und sie zu lieben.

Der Schuldigste von allen ist, der das Böse aus Schwäche tut, es weiß und bedauert und doch tut!

Es gibt keine Sieger, es gibt nur Besiegte.

Die Niederlage jedes Volkes ist die der ganzen Menschheit, denn alle sind für sie notwendig. Die Vereinigung aller Völker wäre der einzige wahrhaftige Sieg. Wer andere richtet eb ist die Sieger wie die Besiegte zu Grunde.

See und Brot, so gefährlich stand es mit der Verproviantierung. So brachte ich acht furchtbare Tage in dieser Hölle zu. Die letzte Nacht brach an, mein Bruder brachte mir diesmal heißes Essen, da ich mich sehr schwach fühlte. Der erste wachhabende Maschinist, der öfter die Stoßlen maß, muß ein Geräusch beim Essen gehört haben, so daß er Verdacht schöpfte und mich rief. Ich kroch immer weiter nach hinten, er mir nach und holte mich schließlich heraus. Der Kapitän wettete nicht wenig über meine Hartnäckigkeit mit seinem Schiff weiterzufahren. In Cienfuegos angekommen, blieb unser Schiff in der Bucht liegen. In der Nacht ließen wir uns von Freunden an Land rudern, was wir beinahe mit unserem Leben hätten bezahlen müssen, da durch die hohe See das Boot gekentert wäre.

Adieu Raimond! Fahre wohl!

Lache mit mir, nicht über mich.

Lache mit mir, nicht über mich.

Wenn du mit mir lachst, sind wir Gefährten der Freude, gehen wir Hand in Hand zur Musik des Lachens, Ununterschiedene, Kameraden.

Wenn du über mich lachst, erhebst du dich über mich auf einen Thron der Ueberlegenheit und ich bin unter dir, gedemütigt.

Wenn du mit mir lachst, ist unsere Fröhlichkeit gesund, aufsteigernd wie frisches Wasser, kräftigend wie der glänzende, klare Himmel.

Wenn du über mich lachst, hast du allein das Vergnügen, ein vergiftetes Vergnügen.

Kein Handel oder Vertrag ist ehrlich, wenn er nicht beiden Teilen Nutzen bringt, kein Spiel ist gut, wo immer nur der eine Teil gewinnt. Wenn du über mich lachst, bist du nur gelibelt; ich bin gestochen. Es ist ein schlechter Handel und ein armieliges Spiel.

Wir lachen über — Narren, Tölpel, Schwächlinge, Tiere, Leute, die fallen, stolpern, unbeholfen oder dumm sind.

Wir lachen mit — gewandten Schauspielern, bezaubernden Rednern, interessanten Schriftstellern, Freunden, Geliebten und allen denen, die uns Respekt abntigen oder deren Gesellschaft wir gerne suchen.

Mit Menschen lachen ist demokratisch, über Menschen lachen autokratisch.

Herzoginnen und Könige, Oberkellner und ältere Brüder lachen über dich, Kameraden, Freunde, mit denen du Ball spielst oder fischen gehst und herumbummelst, lachen mit dir.

Und das Mädel, dem du den Hof machst, der Soldat, an dessen Seite du kämpfst, dein Genosse bei er Arbeit, mit dem du gräßst oder baust, sie lachen mit dir.

Die gewöhnlichen Leute, die du auf Reien oder auf der Straße antriffst, lachen mit dir.

Enob's beiderlei Geschlechts und alle die Kleinen, ungnuten Wissenden lachen über dich.

Wenn wir zusammen essen oder trinken, lachen wir miteinander. Wenn wir einem Landstreicher ein Sandwich geben, lachen wir über ihn.

Den Lehrer, der über uns lacht, hassen wir; den aber, der mit uns lacht, beten wir an.

Leute in Automobilen lachen über den Fußgänger am Gasseig. (Und der Chauffeur lacht über seinen Herrn und dessen Gesellschaft.)

Ueber mich lachst du schlechte Erziehung. Mit mir lachst du menschlich.

Ueber jemand lachst du ist ausgefuchteste Form der Beleidigung.

Mit den anderen lachst du bedeutet Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.

Frank Crane.
leberleht von Max Havel.)

Tatsachen und Zahlen, die zu denken geben!

In Amerika gibt es mehr als hundert Fabriken, die sich mit dem Gefrieren der Fische befassen.

Nach der Ansicht des australischen Arztes Dr. Herbert Jajedow sind die jetzigen Wilden Australiens als wirkliche Urmenschen zu betrachten.

Die Tomate ist aus Südamerika zu uns gekommen. Sie wächst noch heute wild an den Küsten Perus, hat dort aber nur kirchgroße Früchte.

In den nördlichen Ländern werden mehr Hundertjährige gefunden, als in den sonnigen Ländern des Südens, von den Tropen schon ganz zu schweigen.

Von den 439 Millionen Pferdekraften, die auf der Erde an Wasserkräften vorhanden sind, werden bisher nur 10 Prozent ausgenutzt.

Die der Erde zugewandte Oberfläche der Sonnenugel ist 10.000 Mal so groß wie die Erdoberfläche. Ihre Temperatur wird auf 6000 Grad C geschätzt.

Das erste Krematorium in Rußland wird jetzt in Moskau von einer deutschen Firma erbaut.

Die Ozeane bedecken 71 Prozent der Erdoberfläche.

Das Meerwasser enthält 31 chemische Elemente.

Die Bienen werden nicht alt, im Sommer nur 6 bis 10 Wochen, und nur die Bienen, die überwintern, werden etwas über ein halbes Jahr alt.

Man hat ausgerechnet, daß die Steine der Cheopspyramide, nebeneinandergelegt, ein Land wie Frankreich mit einem Grenzwall umgeben könnten.

Merlei.

Die größten und längsten Tiere der Welt. Nach den jüngsten Mitteilungen Wolffs ist das größte Tier, das unsere Erde bewohnt, und gleichzeitig das größte, das je gelebt hat, der Blauwal, dessen gewaltiger Körper eine Länge bis zu 33 Metern erreicht. Das größte Landläugtier ohne jedoch in früheren Epochen. Es ist das den Nashörnern verwandte Paludohyrum, das, wie auch das größte Neptil, der 22 bis 24 Meter lange Saurier Diplodocus carnegiei, in einer längst vergangener Erdperiode gelebt hat. Unter den Fischen der Erde ist der

größte ein riesiger, aber trotz seiner Größe eigentlich ganz ungefährlicher Hai, dessen wissenschaftlicher Name Rhinodon typicum lautet. In bezug auf ihre Körperlänge werden jedoch alle diese Tierriesen von verhältnismäßig kleinen Wurmern in den Schatten gestellt. So besitzt der in Fiegen und Rindern lebende Bandwurm Monizia expansa eine Länge, die 60 m erreichen kann. Ein ganz dünner Meerewurm, Eucus longissimus, der wie ein zwinfeiner Faden aussieht, hat immer noch eine Länge von 10 Metern. Gewaltige Längenmaße besitzt auch die Staatsqualle Physalia physalis, deren Fangfäden bisweilen eine Länge von 30 Metern aufweisen. Von den Pflanzen werden übrigens selbst die längsten Tiere weitaus übertroffen, indem es Meerestange gibt, wie z. B. den Birnentang (Macrocystis pyrifera), der bis zu 300 Metern lang wird. Gegen diese Riesen steht das kleinste Wirbeltier der Erde ganz erhehlich ab. Denn es ist ein winziges, auf den Philippinen lebendes Fischchen, dessen Körper nur 1,2 bis 1,4 Zentimeter lang wird.

Ist der Tiger gefährlich? Immer noch findet man in volkstümlichen Darstellungen und Geschichten die Legende vom blutdürstigen Tiger, der den Menschen heimtückisch aus dem Hinterhalt überfällt oder Wege und Stege im fernen Indien unsicher macht. Schon Brehm indessen wies vor Jahrzehnten in seinem großen Werk über das Leben der Tiere nach, daß der indische Tiger aber längst nicht mehr auf Menschen losgeht, sondern lediglich Viehräuber und Wildvögel sei. — Auch der deutsche Forscher Wilhelm Volz, der ein anregendes Buch über das Tier- und Menschenleben im Urwalde Sumatras veröffentlicht hat (Im Dämmer des Nimb, Ferdinand Hirt, Breslau), kommt zum nämlichen Ergebnis für den Tiger der hinterindischen Inselwelt. In jenen Gegenden ist er ein ausgesprochenes Nachtier. Auf Java und Sumatra sterben die meisten Menschen, ohne je einen gesehen zu haben. Gefährlich ist der Tiger nur, wenn er Hunger hat oder verunndet ist, dann reizt ihn alles zu rasender Wut. Nur verhältnismäßig wenige Fälle sind bekannt dafür, daß Menschen von Tigern angefallen wurden. Dagegen holt der Tiger oft Kinder, Fiegen und auch Hunde. Dadurch wird er häufig sehr lästig, so daß die Eingeborenen zur Rache veranlaßt werden. Alte Tiger verfügen über eine ungeheure Kraft. Volz selbst sah einen zwei Meter hohen Baum — mit wohlgehaltenen Fährten und Eindrücken — über den zwei Nächte vorher ein starker Tiger mit einem einjährigen Kind gesprungen war. Er hatte es offenbar im Genick gepackt und sich dann einfach über die Schulter gelegt.

(Aus der Urania.)

Das hellste Gestirn ist nicht unsere Sonne, wie man wohl noch vielfach glaubt, sondern ein Stern in der sogenannten Magellanischen Wolke, der sich in einer Entfernung von ungefähr 100.000 Lichtjahren von der Erde befindet. Das Licht braucht also 100.000 Jahre, um bis zur Erde zu gelangen, und das Leuchten, welches wir heute wahrnehmen, ist in Wirklichkeit vor dieser langen Zeit entstanden. Dieser weitentfernte, helle Stern führt die Bezeichnung „S Doradus“ und stellt einen veränderlichen Stern dar, dessen Lichtstärke unregelmäßige Schwankungen zeigt. Neben diesem Stern, der das hellste bekannte Gestirn ist, finden sich noch acht andere Sterne in der großen Magellanischen Wolke, die auch durch ihre bedeutende Helligkeit auffallen. „S Doradus“ überragt sie aber alle; denn man hat berechnet, daß seine Gesamtstrahlung so groß ist wie 600.000 Sterne von Sonnenhelligkeit zusammen und daß er jährlich mehr als 10 Trillionen Tonnen an Substanz durch diese gewaltige Strahlung verliert!

Weiteres.

Die ehrlichen Kinder. „Oestern fanden Max und ich eine Briefstöße mit hundert Mark!“ — „Hoffentlich seid ihr ehrlich gewesen?“ — „Natürlich! Jeder hat die Hälfte getriegt!“

Ein guter Kerl. Fräulein Lese kommt händeringend zu ihrem Bräutigam gestürzt. „Denke dir, Hans,“ ruft sie verzweifelt, „mein Vater hat falsch spekuliert und ist nun ein Bettler; alles, alles hat er verloren!“ — „Und da sollte ich dich ihm auch noch rauben,“ sagte der edle, junge Mann, „nein, das bringe ich nicht über mein Herz, dich wenigstens soll er behalten.“

Ein Gegenmittel. Ich weiß nicht, was ich tun soll, um meinen Mann zu Hause zu halten“ klagte eine junge Frau ihrem Arzt. „Er geht jeden Abend fort. Wie soll ich das ändern?“ — „Hm,“ meinte der alte Doktor, „versuchen Sie's doch mal und gehen Sie auch aus.“

Ärzte unter sich. „Warum fragen Sie Ihre neuen Patienten so genau aus, welchen Wein sie trinken und was sie rauchen? Ist das für Ihre Diagnose nötig?“ — Arzt: „Für die Diagnose brauche ich es nicht zu wissen, wohl aber für meine Rechnung.“

Abwarten. „Herrn (zum Amtsrichter, als er beim Heimgehen die Beobachtung machte, daß Glattes eingetreten war): „Aber, Herr Amtsrichter, wie kommen wir da nach Hause?“ — Amtsrichter: „Das ist, wie es scheint, eine Sache, die von Fall zu Fall entschieden werden muß.“

Am Telephon. „Donnerwetter! alle falschen Nummern müssen besetzt sein! Ich habe gleich die richtige bekommen!“

Rästel-Ged.

Dichtenartenrästel.
O. V. Rhossera Stettin
Welchen Vers hat der Dichter der nebenstehenden Karte?

Silberrästel.

Aus den Silben: bus del e ech el ernst kalb na na nach non nu phi re je sens ter sind acht Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und deren Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, aneinandergereiht einen alten berühmten Einspruch bezeichnen. (d = ein Buchstabe.) Die Wörter bezeichnen: 1. Gejertes Weizen, 2. Rästel, 3. junges Säugetier, 4. männlicher Vornamen, 5. Teil des Gesichts, 6. Anstalt, 7. Stadt im Rheinland, 8. Orakelstätte.

Veränderung.

Dem Dichter, der vor schon zweihundert Jahr — Berühmt durch seine Epigramme war, — Dem gib 'nen Kopf und alljogleich — Entsieht eine Stadt im Schieferreich.

Auflösungen der Rästel aus der vorigen Nummer:

- Anagramm: 1a. Zent, 1b. Negal; General, 2a. Florin, 2b. San; Florian, 3a. Doh, 3b. Ente; Dante, 4a. Perler, 4b. Mus; Perleus, 5a. Geste, 5b. Made; Gestade, 6a. Ach, 6b. Lot; Ahat, 7a. Gallier, 7b. Anus; Gallienus, 8a. Para, 8b. Leng; Florenz; 9a. Peru, 9b. Affin; Persien, 10a. Doh, 10b. Kino; Dolein; 11a. Dom, 11b. Able; Dehe. — Ernst Pirich

Bandlung: Anker — Ranke.